

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Merkwürdige Übersichten, Geschichten und Anekdoten alter und neuer
Zeit]

[urn:nbn:de:bsz:31-339657](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339657)

Wanderungen am Bodensee und der Umgegend.

(Fortsetzung.)

Im vergangenen Jahre schloß der Wanderer seine Reise-Tour am Kloster Denningen; er legte seinen Stab nieder mit dem Gedanken an die hohe Wahrheit: „alle Pracht und Herrlichkeit der Zeit muß zu Staube werden.“ Nun richtete er seinen Blick wieder aufwärts, und gewahrt auf der Höhe eine stattliche Burg. Kräftig ergreift er seinen Wanderstab und schreitet wieder rüstigen Schrittes bergan von den Klöstern hinauf zu den Burgen. Hier hauste in früherer Zeit der kräftige Ritter, während sich der Mönch die ruhige Ebene oder das stille Thal zum Aufenthalte wählte, wo er in seiner Klosterzelle ein behagliches Leben führte, entweder die Wissenschaften oder sein Bäumlein pflegend. Ganz anders der Rittersmann. Wie der Nar horstete er auf felsiger Höhe; dort erbaute er seine feste Burg; das stille und ruhige Treiben im Thal gefiel ihm weniger; ihn lüstete es vielmehr auf steilem Wege zu seinem Felsenschloß einvorzuklimmen, was dem Mönche sein fettes Bäumlein so sehr erschwerte. Dem Rittersmann war es Freude, wenn er nach den Mühen der Jagd oder des Krieges auf seinem Ross den Burgweg hinauf ritt, wenn eine liebende Hausfrau, am Burathor harrend, ihm den Rosenmund zum Willkommen bot, und mit selbstgewobnem Tüchlein seine heiße Stirne trocknete. Und dann mundete ihm der edle Nebensack, den seine Leute am Fuße seiner Burg pflanzten, dann sah er freudig von dem Rittersaal hinab auf das niedre Klosterlein, er beneidete nicht die Mönche in ihrer behaglichen Ruhe; er blickte freudig auf die Städte und Dörfer, die am Fuße seiner Burg lagen, und dänchte sich

ihr Fürst und Herr, wie der König der Vögel auf seinem Felsenhorste.

Einem solchen Ritterhorste steuert jetzt auch der Wanderer zu. Wohl könnte jetzt der Wanderer ein schönes Gemälde vor Augen führen, aber er hält es nicht für nöthig, denn erstens sind alle sogenannten mahlerischen Ansichten, die man mit der Feder beschreibt, nur mangelhaft, drum, wer die schöne Aussicht recht genießen will, geh' selbst hin; zweitens aber sieht oft der Wanderer in seiner Phantasie viel mehr als andre weniger Begeisterte, und letztere werden durch die sogenannten Beschreibungen mehr getäuscht, indem sie weniger finden, als sie erwarteten; darum walle ein Jeder selbst hin, und betrachte, was des Schönen so Viel vor ihm und unter ihm liegt. Dafür gibt jetzt der Wanderer eine Beschreibung der Burg, wegen deren Besichtigung er hauptsächlich heraufgekommen, und Etwas aus der Chronik derselben.

Hohenklingen.

Es gibt wenige Burgen im Höbgaun und am See, die sich im Sturm der Zeit noch so ganz in ihrem alterthümlichen Zustand erhalten haben, wie die Burg Hohenklingen. Sie steht gerade noch so, wie wir sie in Johannes Stumpfs Schweizerchronik V. Buch. 14. Kap. abgebildet finden, welche getreue Abbildung in die erste Hälfte des XVI. Jahrhunderts fällt. Die Burg besteht aus einem hohen Thurme, an den sich die übrigen Gebäude in Form eines länalichten Vierecks anschließen. Die innere Einrichtung des Thurms und der übrigen Wohngebäude ist ganz nach alter Art, weniger für die

Bequemlichkeit als vielmehr für die Sicherheit eingerichtet. Im Vorhof der Burg, der freilich nicht sehr geräumig ist, da die ganze Burg eigentlich auf einem Berggipfel steht, findet sich ein merkwürdiges Wandgemälde, einen Hirsch vorstellend, und dabei eine Beschreibung in deutschen Reimen. Der Wanderer ist sonst ein Liebhaber von alten Schriften, darum suchte er den Inhalt der Reimen herauszubringen, aber es war schwere Arbeit, weil die Schrift an der Wand, die dem Sturm und Wetter ausgesetzt, so ziemlich unleserlich geworden ist. Doch brachte er so Viel heraus, um dem geneigten Leser zu erzählen, was die Bedeutung des Gemäldes ist. Einst brach auf der Burg eine Hungersnoth aus; wahrscheinlich wurde sie belagert, und der Feind hatte ihr, was leicht möglich war, alle Zufuhr von Lebensmitteln abgeschnitten. Da mußte sich die Besatzung von Tag zu Tag auf kleinere Portionen beschränken, und am Ende kam es bei Allen zu dem traurigen Entschluß, daß sie sich das Essen abthun mußten, und der rothe Bergwein war noch das einzige, womit die Schwachtenden sich erlaben konnten. Doch, wenn die Noth am größten, da ist die Hülfe am nächsten. Während die Besatzung nichts mehr zu nagen und zu beißen hatte, siehe, da meldete eines Morgens früh der Thurmwächter einen Gast, der durchaus Einlaß verlange, aber aus keiner bösen Absicht, und sein Begehren begleitete er mit einigen lauten Stößen an die Burapforte, denn er war ein gar trohiger Gesell, der nicht lange ohne Antwort bleiben wollte, und sich auf seinen Kopf etwas zu gut that, den ihm kein glücklicher Nebenbuhler, sondern die Mutter Natur mit einem Isendigen Hörnerpaar ausgeziert hatte. Kurz, es war der Hirsch, den

der geneigte Leser, wenn er einmal die Burg besteigt, noch an der Wand sehen kann, gerade so, wie er damals auf die Burg kam. Der brauchte keinen Dolmetscher, als er Rede mit dem Kommandanten verlangte; man ließ ihn nicht lange warten, denn solche Gäste waren willkommen. Der Thurmwächter ließ ihn ungehindert durchs Thor spazieren, keine Wache hielt ihn auf mit ihrem gedankenlosen „Wer da!“ statt aber zum Gemach des Kommandanten, lief der Schlankbeinige stracks in die Küche, wo die Köche gerade Feierabend hatten, ob es gleich erst Morgens 6 Uhr war, und legte sich ganz demüthig am Herde nieder. Einer der Köche, ein feiner Herzenskenner, verstand, was im stummen Blicke des Gastes glühte, er ergriff, ungeachtet des heiligen Gastrechtes, sein Messer, das er schon manche Tage nimmer brauchte, und probirte an dem menschenfreundlichen Thiere seine Messerkunst. Willig bot der Freiwillige seinen Hals dar. Der aus der Küche nach langer Zeit wieder aufsteigende Rauch meldete der Besatzung, daß es wieder etwas zu beißen und zu nagen gebe. Unangemeldet trat der geschäftige Koch bald in das Gemach des Kommandanten, und brachte ihm die frohe Kunde, indem er selbstgefällig lächelnd die Platte auf den Tisch stellte, aus welcher der schon längst nicht mehr gekannte Geruch von herrlichem Wildpret dem Gebieter entgegen dampfte. Mit seltener Beredsamkeit erzählte der Koch die rührende Scene von der schönen Umgebung des edeln Fremdlings, aber er machte es kurz, denn er sah wohl, daß sein Gebieter, der sich schnell über den Braten hermachte, mehr Sinn für die Gegenwart als für die Vergangenheit hatte, und dessen Züge mit dem Messer waren noch viel kräfti-

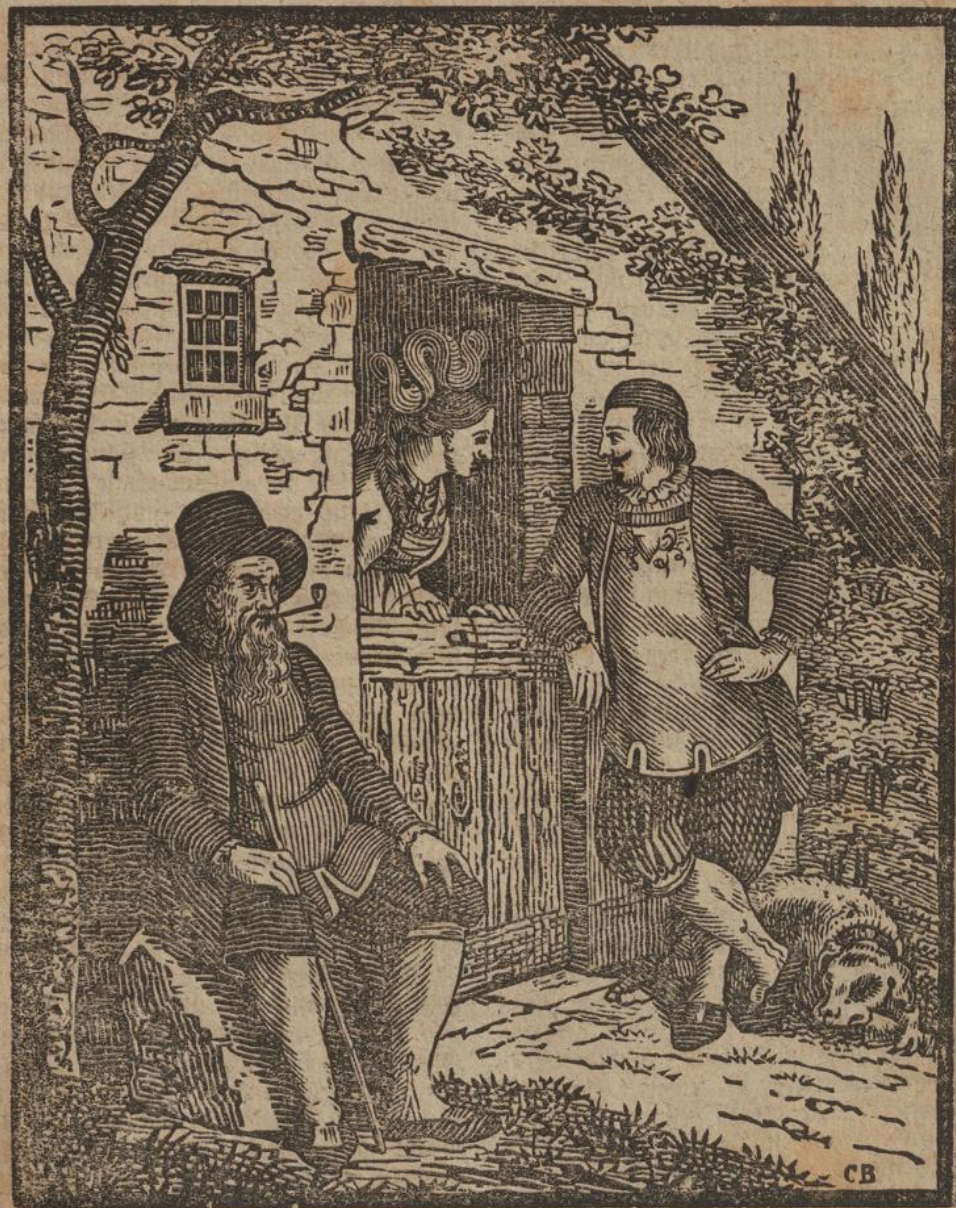
ger, als die Beschreibung des Kochs von dem edeln Charakterzügen des menschenfreundlichen Hörnerträgers. Doch nicht allein der Kommandant erfreute sich der vom Himmel gesandten Gabe, auch seine Untergeben, vom Ritter bis zum Bubel, erhielten, was ihnen gehörte. Einen jeden traf eine solche Portion, daß alle von der Besatzung nicht nur für einen, sondern für mehrere Tage, wenn sie es anders klug eintheilten, Mundvorrath hatten. Aber nicht nur stärkte der seltene Gast mit seinem Fleische die schon lange schwachtenden Mägen der Burgbewohner, auch ihr Herz und Gemüth

wurde so sehr ergriffen von der Wunderweise, daß sie nach wenigen Tagen einen Ausfall machten, und die Feinde, welche die Besatzung schon in den Armen des Todes wähten, für immer von der Belagerung zurückertrieben. Zum Andenken an diese wunderbare Geschichte wurde nun der Ketter der Besatzung, wie man ihn jetzt noch sehen kann, an die Wand gemahlt. Ein Dichter jener Zeit, der das Schöne unter Menschen und Thieren anerkennt, besang die merkwürdige Geschichte in rührenden Reimen, und hat so dieselbe der Nachwelt überliefert. (Die Fortsetzung folgt im nächsten Jahr.)

Die Hauensteiner-Schwarzwälder.

Auf der Abbildung hier ist die Tracht zweier Schwarzwälder und einer Frau aus dem Schwarzwalde vorge stellt, und zwar aus der Gegend des Hauensteins. Dort findet der Reisende zu seiner Ueerraschung noch alten Glauben, alte Sitte, Gebräuche und Tracht. Wie hier auf der Abbildung, trifft er einen Greifen, der mit seinem langen grauen Bart, sammetnen Wamms und zierlich gefalteter Halskrause ihm treuhertzig die Hand drückt, oder einen Jüngling, der in seinem rothen Brustlatz, und in seinen in seine Falten gelegte Hoseln led einherschreitet, und dessen volle, rothe Wangen das Bild der Gesundheit darstellen. Dieses Ländchen Hauenstein bestand vor tausend Jahren aus der Grafschaft des niederen Allgäu, das sich von der Schlucht bis an die Murg, und vom Feldberg bis an den Rhein erstreckte. Rudolf von Habsburg brachte etwa vor 600 Jahren die grafschaftlichen Rechte, viele Güter und das Schloß Hauenstein an sich, und vererbte Alles auf seine Nachkommen, die Herzoge von Oesterreich, welche allmählig auch die ganze

Landeshoheit erwarben. Die Landschaft ward durch besondere Vögte verwaltet, die auf dem Schloß Hauenstein wohnten, woher denn die Benennung, Grafschaft Hauenstein, entstand. Der größte Theil des Hauensteines bestand aus freien Zinsleuten von den Stiften Säckingen und St. Blasien. Vor ungefähr 500 Jahren schlossen sie unter einander einen gemeinsamen Bund zur Vertheidigung gegen innere und äußere Feinde. Es war die Zeit, da Ludwig der Baiern und Friedrich der Schöne sich um die deutsche Kaiserkrone stritten. Damals wurde die ganze Grafschaft in acht Bezirke, die man Gmingen nannte, abgetheilt. Jeder Bezirk hatte seinen Beamten, unter dem Namen Einwasmeister. Man nannte diese 8 Beamten die 8 Mannen, und an ihrer Spitze stand als Präsident der Redmann. In diesem Bunde, den Oesterreich und St. Blasien im Jahre 1371 bestätigten, in dem Rechte eigener Gerichte, der freien Jagd und Fischerei bestanden die berühmten Hauensteinischen Freiheiten. Graf Johann von Habsburg zu Laufenburg, Vogt des Herzogs



Die Hauensteiner-Schwarzwälder.

von Oesterreich zu Hauenstein, mußte 1396 b. der Hulbigung dem Volk einen Nevers ausstellen, daß er es bei seinen hergebrachten Rechten und Gewohnheiten lassen wolle. Unter mancherlei Stürmen der besonders großen Streitigkeiten mit St. Blasien, erhielten die Hauensteiner ihre Verfassung bis auf unsere Zeiten. Der Kampf mit St. Blasien war sehr heftig, indem das Kloster seine Zinsleute (Hörige) zu Leibeigenen machen wollte. Darum waren denn auch im Bauernkriege die Hauensteiner unter den ersten, welche die Waffen gegen ihre bisherigen Herren ergriffen. Sie zogen vor das Kloster, plünderten und verbrannten es. Mit den übrigen Haufen aus dem Schwarzwald, Klettgau und Hühngau zogen sie vor Nadolzell und belagerten es, wiewohl vergeblich. Als aber die Bauern allenthalben besiegt, und ihrer viele Tausende erschlagen worden waren, erging ein strenges Gericht über die Besiegten, welche ihre Tugenden mit Raub, Mord und Brand bezeichnet hatten, und der Wandelbarkeit des Kriegsglückes im Uebermuthe nicht gedachten. Noch bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts fand die vorderösterreichische Regierung zu Eufisheim für nothwendig, durch mehrfache Mandate das Volk sowohl zum Gehorsam, als zum Festhalten am Glauben der Väter zu ermahnen, was freilich hätte erspart werden können, wenn die Regierung dem Antrage des Waldvogts Christoph von Heideck gefolgt wäre, welcher im Jahr 1578 dem Erzherzog Ferdinand in einem Berichte vorschlug: „alle, deren Glaube verdächtig sey, aus dem Lande zu jagen!“ der Fürst war aber menschlicher gesinnt, als sein Beamter, und gab dem Vorschlag kein Gehör. Der alte Glaube ward jedoch ohne solche gewaltsame Mit-

tel hergestellt und erhalten. Allein mit dem politischen Unglauben wollte es nicht so ganz gelingen. Es blieben dem gemeinen Volke noch manche Skrupel zurück, die zwar tief im Innern verschlossen, aber doch bei nächster guter Gelegenheit wieder neue Aufregung bewirken konnten. Und wirklich geschah dies im Jahr 1612. Der Grund davon war eine Auflage auf den zum Ausschütten bestimmten Wein, die von einem Rappen nach und nach auf mehr erhöht wurde, und von den Breisgauischen Landständen nur sehr ungern bewilligt worden war. Es entstand dieses bösen Pfennigs wegen der sogenannte Rappenkrieg. Die Hauensteiner, die Landleute im Schönauthale, die an der Möhlin wohnenden und die Frikthäler machten mit einander gemeinsame Sache, und verlangten Abschaffung der verhassten Abgabe, und anderer Beschwerden, welche, besonders von den Gutsherrschaften dem Landmann aufgelegt worden waren. Die Vermittlungsversuche waren fruchtlos, und die Sache gewann ein bedenkliches Aussehen, da die Hauensteiner sich von dem Basler Schloßvogt zu Pratteln Waffen zu verschaffen suchten, und einen förmlichen Bund unter sich errichteten, in dem jedem der Tod angedroht wurde, der den Rappenfennig bezahlen würde, und der Augenblick des förmlichen Aufstandes war vorhanden. Wirklich musterten die Landleute in den Waldstädten und den übrigen unzufriedenen Gemeinden jetzt ihre wehrfähige Mannschaft, und zogen dann vor Balshut. Zudem sie den dortigen Mühlen das Wasser abschnitten, zwangen sie die Stadt ihnen zwei Kanonen und einige Doppelhaken auszuliefern, mit welchen sie nun vor Rheinfelden zogen, und von der Stadt die Ausfolgung der Landfahne verlangten. Als sie dort eine abschlägige

Antwort erhielten, und die Macht nicht hatten, mit Gewalt zu erzwingen, was man ihnen verweigerte; so zogen sie drohend ab, und setzten sich auf die Anhöhe bei den neun Thürmen, nicht weit von Kaisersangst, in der Absicht, sich der dortigen Brücke zu bemächtigen. Allein die Basler waren ihnen bereits zuvor gekommen, und hatten die Brücke besetzt, bevor die Bauern die genannte Anhöhe erreicht hatten. Dies war im Sommer von 1614. Die Regierung schickte nun, da alle bisherigen Vermittlungsversuche scheiterten, und die Bauern Gewalt anwendeten, Truppen in die Waldstätte, und versah sie mit Garnisonen. Der Kanton Basel war vorher ersucht worden, den Truppen den Durchzug über sein Gebiet zu gestatten, und bewilligte das Gesuch. Zugleich wurden die gerade damals zu Baden versammelten Eidgenossen um ihre Vermittlung ersucht. Diese wurde auch gewährt und eilig einige Abgeordnete nach Waldshut und dann nach Rheinfelden geschickt, welche in Verbindung mit den von Ensisheim bereits vorher eingetroffenen Räten, Georg von Ostein, und Humbrecht von Wessenberg, Doktor Biedermann und Stadtschreiber Reinhold von Ensisheim, die Wortführer der Unzufriedenen vor sich beschieden. Bereits waren die Gemeinden im Schönaualpe dem Bunde untreu geworden, und heimgezogen, mit den übrigen aber handelten die Eidgenossen und Kommissarien der Regierung mit solchem Eusse, daß am 4. August ein Veraleich zu Staude kam, und schon am folgenden Tage allenthalben die Ruhe hergestellt war. Die Bauern mußten sich unbedingt unterwerfen, ihre Waffen und Behren abgeben, und das verübte Unrecht kniefällig abbiten. Dagegen ward der Maasfennig abgethan. —

Die Hauensteiner blieben nun ruhig bis um das Jahr 1633 wo neue Unzufriedenheit entstand, und eine allgemeine Empörung auszubrechen drohte, welche jedoch die ausbrechende verheerende Pest verhinderte. Die Unzufriedenheit und der innere Groll waren jedoch besonders gegen das Kloster St. Blasien gerichtet, das seit dem Bauernkriege seine Rechte im Hauensteiner unter dem Titel der Leibeigenschaft stets weiter auszudehnen gesucht hatte. Die Gemeinden wendeten sich beschwerend nach Wien an den Kaiser, welcher dann die Hauensteiner als Gotteshängige anstatt Leibeigene erklärte. Dadurch war aber dem Uebel nicht geholfen, und das Volk begann nun auch seine Einungsmeister und deren Verwaltung laut zu tadeln. Man beschuldigte sie in Geheim des Klosters Absichten zu dienen, und da sie gegen den Abt sehr submiss waren, auch ziemlich großen Aufwand in ihrem Hauswesen machten, so hieß es, sie hätten die Freiheiten und Rechte der Grafschaft heimlich dem Kloster verkauft. Als nun der Abt Roman starb, so versagte die Parthei der Unzufriedenen dem neu gewählten Abte Augustin nicht nur die übliche Huldigung, sondern setzte die bisherigen Einungsmeister und den Redmann ab.

An der Spitze der Unzufriedenen stand ein gewisser Albitz von Buch, seines Gewerbes ein Salpetersieder; an der Spitze der sogenannten St. Blasischen Anhänger aber der Alteinungsmeister Tröndlin, Müller zu Unteralpen. Jene wurden die Salpeterer, diese die Müllerschen, oder wie die ersteren sie betitelten, die Halunker, genannt. Eine dritte Parthei, welche sich neutral verhielt, wurde die Sparrengürler genannt. Dieser Zeit-Abschnitt wurde mit dem Namen des Salpeterkriegs be-

legt, weil es wirklich zum Kriege kam. Denn nachdem die Salpeterer vergebens eine Deputation nach Wien geschickt hatten, der Abt dagegen geltend zu machen wußte, daß die Unzufriedenen damit umgingen, sich auch der Oberherrschaft Oesterreichs zu entziehen; so ward Albitz nach Freiburg gebracht, und dort in das Gefängniß gelegt. Der schlechte Fortgang seines Unternehmens ärgerte ihn so sehr, daß er starb. Da man nun vergebens mehrmal durch Kommissarien versucht hatte, die Mißveranüigten zu bewegen dem Abt zu hulbigen, so rückten endlich Exekutionstruppen in das Ländchen. Allein auch diese vermochten nicht die Ruhe herzustellen, vielmehr boten die Salpeterer den Landsturm auf, und stellten sich dem Militäre entgegen. Sie wagten es die Stadt Waldshut anzugreifen, wo gerade damals die österrei-

chische Regierung ihren Sitz hatte. Einige der Bauern waren auch bereits in die Stadt gedrungen, wurden aber sogleich entwaffnet und ins Gefängniß geworfen. Zwei Ausfälle fielen ebenfalls zum Nachtheile der Angreifer aus, und da sie dem unerachtet es wagten, dem regelmäßigen Militär bei Dogern Stand zu halten, so wurden sie geschlagen, und ergriffen in wider Verwirrung die Flucht. Dies war zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Im Jahr 1738 kaufte sich das Landvolk mit 58000 fl. von der Leibeigenschaft los. Später bildeten sich die Salpeterer zur eigentlichen Sekte aus.

In neuerer Zeit vermochte ein würdiger Geistlicher durch gehaltvolle Rede den Unzufriedenen darzuthun, daß sie als badische Unterthanen, dem Großherzog, ihrem rechtmäßigen Regenten, Gehorsam zu leisten schuldig seyen.

Flucht aus der Algier'schen Sklaverei.

(Mit einer Abbildung.)

Zwei Matrosen, ein Spanier und ein Franzose, waren in Algier Sklaven. Der erstere hieß Antonio, sein Leidensgefährte Roger. Sie arbeiteten in Gesellschaft. Freundschaft ist der Trost des Unglücklichen, und Antonio und Roger genossen alle Annehmlichkeiten derselben. Sie theilten einander ihre Sorgen und Leiden mit, sprachen mit einander von ihren Familien, ihrer Heimat und der Freude, welche die Ihrigen bei ihrer Rückkunft empfinden würden. Sie rügten so ihre Ketten mit mehr Muth und erduldeten die Mühseligkeiten, welche ihnen auferlegt waren.

Sie arbeiteten an einer StraÙe über ein hohes Gebirge. Eines Tages steckte Antonio den Spaten hin und warf einen langen Blick auf das Meer. „Alle meine Wünsche geben an das Ende dieser weiten Wasserfläche,“ sagte er, „warum kann ich nicht mit dir darüber hinfahren? Ich sehe jeden Augenblick mein Weib und meine Kinder, die in Cadix ihre Arme nach mir herüber ausstrecken, oder über

meinen Tod weinen.“ Der Spanier war von dieser Erinnerung ganz überwältigt, und so oft er an den Felsen kam, schwebten seine Blicke über das Meer hin, welches ihn von den Seinigen trennte. Eines Tages kam er eilig auf seinen Freund zu, umarmte ihn stürmisch und rief: „ein Schiff! ein Schiff! Siehe dort Roamer, unsere Leiden können nun beendigt werden, laß uns beide fliehen.“ — „Aber wie?“ fragte dieser — „Das Schiff ist nur zwei Stunden vom Ufer entfernt!“ fuhr der Spanier fort; „von diesem Felsen können wir uns in das Meer hinabstürzen, auf das Schiff zuschwimmen oder bei dem Versuche untergehen. Tod ist immer besser als diese grausame Sklaverei.“ — „Wenn du dich retten kannst, so bealeiten dich meine besten Wünsche, ich will in der Einsamkeit mein unglückliches Schicksal ertragen. Nur bitte ich dich, suche meinen Vater auf, wenn ihn der Gram nicht bereits in das Grab gebracht hat, und sage ihm.“ — „Wie, Roger,“

Schlacht aus der slawischen Claverei.



Es
is in
er so
ig ge
wills
und
dem
Sand
und
sticht.
puten
Kawie
in der
u sch
aus.
wir-
Kede
e als
ih-
räm

er von
und so
seine
n von
am er
e ihn
Schif-
n man
"Schif-
rens"
Hessen
wegen-
dem
besser
Wenn
meine
amleit
Nur
wenn
ab ge-
loger."

unterbrach ihn Antonio, „glaubst du, ich könnte dich in Fesseln zurücklassen? Nein, niemals. Wir retten uns oder sterben.“ — „Du weißt aber, Antonio, daß ich nicht schwimmen kann.“ — „Du hältst dich an meinen Gürtel an; daß ich uns beide halten kann.“ — „Denke nicht daran, sich würde entweder loslassen müssen, oder dich in die Tiefe mit hinabziehen, und kann nicht einwilligen, dich in so offenbare Gefahr zu bringen. Rette dich, Antonio, ich beschwöre dich; du hast keinen Augenblick zu verlieren. Lebe wohl, ich umarme dich zum letztenmale.“

Bei diesen Worten sank er ihm in die Arme. „Du weinst,“ sagte Antonio, „wir brauchen keine Thränen, sondern Muth. Weigere dich nicht länger; zögern wir noch einen Augenblick, so sind wir verloren und die Gelegenheit kommt vielleicht nie wieder. Willige ein, oder ich zerschmettere mir den Kopf an diesem Felsen.“ Antonio wollte nichts weiter hören, sondern zog Roger mit sich fort an den Rand des Abgrundes und sprang mit ihm in das Meer hinunter. Nur mit Mühe konnte Antonio den Freund bewegen, daß er sich an seinem Gürtel festhielt.

Der Spanier sah ihn unverwandt an und ruderte dann mit kräftigen Armen nach dem Schiffe zu.

Die Leute auf dem Schiffe hatten das kühne Unternehmen der beiden Freunde bemerkt und noch als sie sich in Vermuthungen über die Ursache desselben erschöpften, zog ein neuer Gegenstand ihre Aufmerksamkeit an. Sie sahen ein Boot eilig vom Ufer fliehen. Es enthielt einige Soldaten, welche die Sklaven zu bewachen hatten, und nun die Flüchtlinge

einzuholen suchten. Roger bemerkte das Boot zuerst, aber auch, daß die Kräfte seines Freundes abnahmen. „Lieber Antonio,“ sagte er, „wir werden verfolgt; ich allein halte dich auf; rette dich, und laß mich sinken. Lebe wohl.“ Damit ließ er den Gürtel los und sank.

Antonio stürzte ihm augenblicklich nach und einige Augenblicke sah man beide nicht mehr. Das Boot, welches nicht wußte, nach welcher Richtung hin es rudern sollte, hielt an und unversehrt wurde eines von dem Schiffe abgeschickt. Dieses sah Antonio, der mit Roger unter einem Arme bald wieder zum Vorschein kam, und nach ihm hinschwamm. Die Matrosen darin ruderten ihnen so schnell als möglich entgegen, und erreichten die beiden Freunde noch zur rechten Zeit. Die Kraft Antonios war erschöpft, er konnte nur noch sagen: „best meinem Freunde!“ und fiel in das Boot, als habe das Leben ihn verlassen. Als Roger aus seiner Bewusstlosigkeit erwachte, und seinen Freund todt neben sich liegen sah, wollte er sich durchaus in das Meer stürzen, um Antonio zu folgen und die Matrosen hielten ihn nur mit Mühe zurück. Er beugte sich über den Freund, wehklagte laut und lang und bemühte sich, das Leben in ihm zurückzurufen.

Endlich holte Antonio leise wieder Athem, und Roger jubelte laut auf. Er kam bald zu sich und beide nannten einander Lebensretter. Das Schiff nahm sie auf, ihre seltene Freundschaft gewann ihnen Aller Achtung und Liebe und sie kamen mit demselben nach Malaga, von wo sie beide in ihre Heimath gelangen, tief betrübt einander verlassen zu müssen.

Die Heimkehr.

Erzählung aus dem letzten französischen Feldzug.

(Mit einer Abbildung.)

Als Napoleon sein ungeheures Heer nach Rußland rüstete, dem beinahe die männliche Jugend von halb Europa sich anreihen mußte, wurde auch im Koringischen der Sohn einer wohlhabenden Wittwe gezogen. — Der alten Mutter fiel der Abschied von ihrem Claude schwer, denn er war die Stütze ihrer alten Tage; von ihm, dem treuen Sohn, hoffte sie

daß er ihr einst die Augen zudrücken würde, und nun, nun sollte er die alte Mutter verlassen, um nach dem Nachwort eines kühnen Eroberers einen weit entfernten Feind im rauhen Norden aufzusuchen. Vielleicht, dachte die besorgte Mutter, wird dein Sohn eine Beute der feindlichen Kugeln, oder unterliegt den Mühseligkeiten des großen Marsches.

Doch hier war nichts zu ändern, die alte Mutter mußte sich mit Thränen in den Willen des eisernen Schicksals fügen.

Auch Claude kam der Abschied von seiner zärtlich geliebten Mutter schwer, doch stellte er sich die Gefahren nicht so hart vor, wie sie der, besser in die Zukunft sehende Blick der besorgten Mutter sah.

Claude hatte noch eine Schwester, die an einen wohlhabenden Landmann erst vor einigen Monden verheirathet war, diesem empfahl er seine Mutter und seinen jüngern kranken Bruder. Nun erbeilte die Mutter ihm ihren Segen und mit Gewalt mußte sich der Sohn aus den Armen der Seinigen machen, um seine wehmuthsvollen Gefühle des Abschieds im Freien zu dämpfen. — Die schönste Blüthe der Jünglinge des Dorfs hatte gleiches Schicksal mit unserm Claude, und eine große Zahl von den Bewohnern des Orts begleiteten sie bis zur Grenzeiche, dies war eine alte Eiche die an einem Bache stand. Hier wurde noch einmal Abschied genommen. Kein Auge sah man hier Thränen leer, und schwer war die Stunde des Abschieds, denn die meisten dieser kräftigen Jünglinge, die das Bild der Gesundheit waren, sahen die lieblichen Fluren ihrer Heimath in diesem Leben nicht wieder. Doch die glückliche Jugend nimmt alles leichter auf, und so bezwangen die Jünglinge auch ihre Wehmuth und suchten durch frohe Gesänge die Trauer ihres Herzens zu bezwingen. Unser Claude wurde einem Dragonerregimente eingereiht, das bald den Befehl zum Ausbruche bekam. Es ist nicht in meinem Plan, den Lesern die verschiedenartigen Schauerescenen dieses traurigen Feldzugs zu erzählen, und wir beschränken uns nur darauf, zu sagen, daß auch Claude mit tausend Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte; denn Hunger, Durst und Krankheiten aller Art herrschten fürchterlich im Heere. Da wurde eine Abtheilung des Dragonerregiments, in dem Claude diente, zur Verstärkung eines wichtigen Postens gesendet, wurde aber den 17. Okt. nach einem tapfern Widerstande von einer Abtheilung des Korps, welches General Bennigsen befehligte, theils zusammengehaban, theils gefangen genommen, unter Lehrern befand sich auch unser Claude.

Die Kosaken banden die Gefangenen an ihre Pferde, wo sie im schnellsten Trott sich beinahe die Seele aus dem Leib laufen mußten.

Als es wieder Friede war, hatte Claude das Glück zu einem reichen Kaufmann nach Kasan zu kommen, der ihn seiner Treue und redlichen Ausführung wegen bald zu wichtigen Geschäften brauchte, wo Claude Gelegenheit hatte, sich eine schöne Summe zu ersparen; doch sehnte er sich in seine Heimath zurück, und trotz den schönen Berechnungen, die ihm sein edler Herr machte, konnte er ihn nicht vermögen, zurückzubleiben. Derselbe wirkte ihm aus, daß er bis Paris frei geführt wurde. Als Claude in dieser prächtigen Residenz wieder ankam, die er vor sieben Jahren mit einem schönen Regiment, von dem er beinahe der einzige war, den der Tod durchs Geschloß, Schwert, Kälte und Krankheit verschont hatte, verlassen, fand er vieles verändert. Während dieser Zeit wurde das Kaiserthum zu einem Königreich; Napoleon zum Fürsten von Etda gemacht, kam von da mit seiner Garde zurück und eroberte sich beinahe das ganze Land wieder; nun traten die merkwürdigen hundert Tage der zweiten Regierung Napoleons ein; Napoleon wurde überwunden und Frankreich erhielt wieder seinen König aus dem Hause Bourbon. Napoleon wurde nun an den Felsen St. Helena gebannt, doch die Fesseln zerbrach der Tod! — Claude meldete sich wieder, und bekam als Sergeant-Major seinen Abschied. Nun eilte er so sehr er konnte, um ja recht bald in die Thäler seiner lieben Heimath zu kommen, dort hoffte er seine theuern Verwandten wieder zu umarmen, und einige frohe Tage in ihrem Kreise wieder zu erleben. Zwar hatte er gehört, daß der Feind, der das Land überzogen, daselbst böß gehaust haben sollte, zwar stiegen manche bange, trübe Ahdungen in der Brust des benachbarten Kriegers auf; doch hoffte er mit seinem schönen ersparten Gelde, welches er durch seinen Fleiß und die Freigebigkeit seines Herrn in Kasan erworben hatte, alles wieder gut zu machen. So kam Claude seiner lieben Heimath immer näher, und freudige Hoffnung mit banger Zweifel besüßten sein Innere und je näher er dem Ziele seiner Reise kam, je mehr verstärkte er seine Schritte, bis er endlich ein Thal betrat, das manche frohe Erinnerungen aus seinen Jugendjahren hervor rief. Hier hatten seine Eltern Grundstücke, hier an diesem klaren Bache ruhte er oft im Schatten einer ehrwürdigen Eiche aus, hier bis an diese Eiche begleiteten ihn Freunde

und Verwandte, von hier ging er mit vielen hoffnungsvollen Jünglingen zur Armee, und alle seine Kameraden waren ardstreutheils eine Beute des Todes, theils mußte er nichts von ihrem Schicksale. Und sieh, die ehrwürdige Eide huld noch, noch wie vor neun Jahren breitete sie ihre dick beladenen Kasse aus, um den müden Wanderer zur Ruhe einzuladen; auch Claude warf sich unter ihren kühlen Schatten, und küßte die theure heimatliche Erde, die er seit neun Jahren nicht wieder betreten. Er träumte sich in die seligen Tage der glücklichen Kindheit zurück. Doch, ach! nirgends sah er den friedlichen Kirchthurm mehr, dessen Spitze er hinter einem Hügel in früheren Jahren so oft hervorragend sah, und dessen schönes Geläute die frommen Christen so oft zum Gebet an heiliger Stelle gerufen hatte; vergebens betrieb er eine kleine Anhöhe, nirgends sah er eine Spur von dem Gotteshaus seiner Heimath. Da erst bemächtigte sich seiner eine unbeschreibliche Angst, und er sprang mehr als er ging über den kleinen Hügel und kam an die Ruinen seines elterlichen Hauses. Staunen und Schrecken läuteten seine Schritte. Hier stand er nun am lang ersehnten Ziele und traf, statt der so sehnlich gebohten Mutter und Verwandten, öde, verfallene Mauern, die die Zeit schon mit Moos überzogen hatte.

Alle Häuser seiner Freunde und Verwandten waren nicht die zumlichen, wie er sie verlassen hatte, theils waren sie Ruinen, theils hatte sie der Fleiß ihrer Bewohner wieder neu aus ihrer Brandstätte erhoben. Nachdem er stumm und bewegungslos einige Minuten an die verbrannten Mauern, die seine glückliche Kindheit gesehen, sich gelehnt, kam ein alter Nachbar, der ehemalige Maire, den er sogleich erkannte, von dem er aber nicht erkannt wurde, denn die Zeit hatte auch den Krieger sehr verändert; aus einem blühenden Jüngling war nun ein kräftiger bärtiger Mann geworden.

„O sagt,“ sprach Claude, „durch welches unglückliches Schicksal wurde dieses schöne Dorf in einen Haufen von Ruinen verwandelt, und wo sind die ehemaligen Bewohner dieses Gehöses?“

„O mein lieber Freund, das ist eine traurige Geschichte, dieses Dorf war einst eines der schönsten in dieser Gegend, bis es der Feind in wilder Kriegswuth herbeerte und zu einem Schutthaufen verwandelte, aus dem es durch

unsern Fleiß, und durch die edle Freigebigkeit guter Menschen, sich seit einigen Jahren wieder empor hebt; doch wird es lange dauern, bis es wieder in seinen alten Flor kommt, denn alle unsere Habe raubte und verbrannte der rachsüchtige Feind; Vielen blieb nichts als das traurige Leben, und Viele verloren auch dies noch. Dieses Gehöft, nach dessen Bewohnern ihr gefragt, gehörte früher einer redlichen wohlhabenden Wittwe, welche zwei Söhne und eine Tochter hatte; der eine dieser Söhne, der ein gesunder Junge war, mußte mit dem großen Heere nach Russland, wo er auch seinen Tod gefunden haben soll. Der andere war kränklich und starb bald darauf. Nun überzog der rachsüchtige Feind unsere blühende Felder, und wie es gewöhnlich geht, so raubte, senkte und brannte das nachziehende Gesindel mehr als die Armee selbst. Auch unser armes Dorf mußte dies empfinden. Einst in der Mitternacht tönte fürchterlich die Sturmglocke, alles sprang auf, da war die Nacht dem Tage gleich, der ganze Himmel war mit Feuer überzogen, unsere benachbarte Dörfer brannten, wir wollten diesen zu Hilfe eilen, da törmte ein wüthender Haufe von feindlichem Gesindel in das Dorf, und warfen Feuerbrände in unsere Häuser. Welcher Mensch sieht mit Ruhe seine Habe vernichten? Auch wir wollten uns im ersten Augenblick zur Wehre setzen, und Greise, Weiber und Männer rotteten sich zusammen und wehrten sich wie gereizte Löwen; doch unsere Wuth war unmächtig gegen die Menge, und erbitterte die Feinde nur noch mehr; jetzt wurde selbst von dem Anführer der Befehl gegeben, alles zu zerstören. Dieses Haus, nach dem ihr fragt, litt am meisten, weil es am Eingange des Dorfes stand; das Haus war schon halb verbrannt, als ich und der Tochtermann der alten Wittwe dieselbe aus den Flammen zogen. Ihr Schwiegersohn wurde ein Opfer und fiel unter den Säbelhieben der Feinde; wir andern und die Besizerin dieses Hauses, nebst ihrer Tochter und einem kleinen Mädchen, flüchteten uns in die Wälder. Als es nach einiger Zeit wieder ruhiger war, suchten wir hier und da bei Bekannten die ersten Bedürfnisse zu befriedigen, denn wir hatten nichts, gar nichts mehr als unser Leben. Frau Vorot, die alte Wittwe, ging auch mit ihrer Tochter und deren Kinde, nach einem benachbarten Orte, um dorten Hilfe zu suchen. So gerne wir



Die Heimkehr.

geht
den
dauern
kamme
brannte
nicht
verloren
desse
er einer
die zwei
in dieser
te
so es
Zer
darauf
und un
wöhnlich
s wa
e heb
händen
lich die
war die
Himmel
Dhars
Hilfe
ie von
wären
Wischer
nigen?
zur
Wän
ten sich
to war
bittere
e selbst
alles
e frage
des
ver
er alten
n. Für
sel un
ändern
ihre
umieren
er Zeit
und da
befrie
nicht
die alte
er und
in Orte
ne me

die gute Frau bei uns behalten hätten, so konnten wir dies doch nicht, weil wir selbst nichts hatten, und barmherzige Menschen aufsuchen mußten. Doch vernahmen wir nachher, daß der Ort, in dem sie Hülfe suchen wollte, so viel als unser eigener gelitten hatte, und so sehr wir uns schon erkundigten, so erfuhren wir doch seitdem nichts mehr von der guten Wittwe Loroi.“

Wie unserm Claude zu Mathe war, kann sich jeder fühlende Leser denken. Thränen rannen die benarbte Wange herab, und klossen wie Perlen in den Bart des Kriegers; Thränen kindlicher Liebe zieren den Krieger und Mann! — Er konnte sein Gefühl nicht bezwingen, und sagte dem redlichen Maire, daß er Claude Loroi sey. Dieser nahm ihn sogleich mit, und alles was wieder im Dorfe war, versammelte sich um sie, und wünschte ihm Glück zu seiner Zurückkunft. Der Maire wollte ihm seinen Antheil an der Summe geben, die durch die milden Gaben edler Menschen dem Dorfe geleuert wurde; doch Claude nahm nichts, und gelobte nicht eher zu ruhen bis er seine Mutter und Schwester gefunden, dann versprach er wieder zu kommen, und mit seinem erworbenen Vermögen zu suchen, das Glück der Seinigen so viel als möglich wieder herzustellen. Nun ergriff er zum zweitenmale den Wanderstab, doch mit ganz andern Gefühlen als das erstemal. Seitern hoffte er noch in Bälde theure Verwandte zu finden, und heute wußte er mehrere derselben todt, und die andern waren vielleicht auch todt oder schwächeten im Elende. Schon mehrere Tage wanderte Claude von einem Orte ins andere, und konnte nirgends eine Spur der Seinigen finden; da kam er eines Morgens in einem Flecken an, und in tiefen Gedanken an die Seinigen versunken, wanderte er durch denselben, bis ihn der Ruf eines Kindes weckte. O guter Herr! uns hungert so, schenkt uns doch etwas, sprach ein kleines liebes Mädchen zu ihm, und eine alte blinde Frau saß auf dem Boden, ein kleines Bündelchen neben sich. Ach, dachte Claude, vielleicht darbt meine gute Mutter auch. Möge Gott sie mich bald finden lassen, und wenn sie noch lebt, ihr unterdessen barmherzige Menschen zur Hülfe schicken. Er zog ein Zweifrankstück aus der Tasche und legte es in die abgeehrte Hand der alten Frau. Gott vergelte es euch tausendfach, mein edler Braver. — „Gott! welche Stimme, rief Claude,

und indem er die alte Frau besser ins Gesicht faßte, warf er sich mit dem Ausruf: Mutter! meine liebe Mutter! zu ihr nieder und drückte sie an seine klopfende Brust. Die alte Frau konnte nicht reden, auch sie hatte, wiewohl ihr Thränen, Kummer und Elend das Gesicht geraubt, sogleich ihren Sohn Claude erkannt; doch fand sie keine Worte, die Freude, ihren schon lange als todt beweinten Sohn noch lebend, hier in ihren Armen zu wissen, raubte ihr mehrere Minuten lang ihre Sprache, bis sich ihr Herz in den Worten: „mein Sohn! mein lieber Sohn!“ Luft machte. Claude trug sie in den nächsten Gasthof, wo man die gute alte Frau zu Bette brachte, und wo sie sich nach einiger Zeit sehr erholt hatte; denn das Bewußtseyn, daß sie ihren lieben Sohn wieder hatte, gab der alten Mutter erneute Jugendkräfte.

Als Frau Loroi sich wieder etwas erholt hatte, erzählte sie ihrem Sohne ihre traurigen Begebenheiten, die unsere Leser bereits, bis wo sie sich von dem Maire ihres Dorfes trennte, um bei Verwandten in einem andern Dorfe Schutz und Hülfe zu suchen, schon wissen, und wir lassen die gute Mutter von dem Augenblick, da sie an den gehofften Zufluchtsort kommt, selbst erzählen.

„Als ich nun mit Louison, deiner Schwester, in dem Dorfe ankam, o du mein Gott, wie sah es da aus! Alles war zerstört, nirgends fanden wir Obdach, denn die Bewohner hatten selbst keines; was blieb uns übrig? Louison nahm ihr Mädchen, da meinen kleinen Schupengel, auf den einen Arm, und in den andern einige wenige Habseligkeiten, und so pilgerten wir in die nahe gelegene Stadt, wo Louison mit ihrer Hände Arbeit mich und ihr Kind seit einigen Jahren erhielt. Was die gute edle Tochter nur erringen konnte, brachte sie uns zum Opfer, und manche Nacht arbeitete sie für uns; da hatte ich das Unglück mein Gesicht zu verlieren, jetzt arbeitete sie doppelt, in der Hoffnung, durch ärztliche Hülfe mir wieder zu demselben zu verhelfen. Doch das anhaltende Arbeiten strengte deine edle Schwester zu sehr an, und warf sie auf das Krankenzimmer. Alles was wir hatten, wurde nun noch zugesetzt, und nichts blieb uns mehr, als die Barmherzigkeit guter Menschen anzuflehen; doch der meisten Herzen waren süßlos gegen unser Elend. Da rief mir eine arme Nachbarfrau, mich in meine Heimath

zu begeben, und zu sehen, daß ich wenigstens die Grundstücke, die doch nicht verbrannt seyn könnten, und an die ich seitdem in unserm großen Elende nicht mehr dachte, verkaufen könnte; die gute Frau ist selbst arm, und doch versprach sie mir auf's heiligste, für die kranke Louison zu sorgen. Nur mit Mühe konnten wir deine Schwester zu diesem Schritte überreden, endlich gab sie nach und mit schwerem Herzen schied ich von ihr, meine kleine Führerin an der Hand, ohne das große Glück, welches mir bevorstand, zu ahnen. O lieber Claude! wir mußten auf diesem Wege viel dulden; als du kamst, hatten wir den ganzen vorigen Tag schon nichts als ein Stückchen Brod genossen, und ohne daß dich die liebe kleine Josephine angesprochen hätte, hätte man mich vielleicht bald ins Grab gelegt, ohne daß ich auf Erden das Glück gehabt hätte, meinen theuern Claude noch einmal zu sehen. Doch wenn die Noth am größten, ist Gottes Hülff am nächsten."

Als die alte Mutter sich in einigen Tagen erholt hatte, eilten alle, Mutter und Enkelin neu gekleidet zur Stadt, wo die kranke edle Louison bald vollkommen gesund war, dann ging es wieder in das heimatliche Dorf, wo Claude seine Grundstücke wieder bebaute, und die früheren kummervollen Tage seiner Mutter durch viele Freuden zu verflüssen suchte, was ihm vollkommen gelang. Claude nahm sich ein gutes Weib zur Lebensgefährtin, und lebt jetzt noch als ein wohlhabender glücklicher Gatte und Vater in dem seitdem wieder aufblühenden Dorfe seiner Heimath.

Die Braut im Grabe.

Der Pastor Burmtius in D**, dicht an der schwedischen Grenze gelegen, war ein Mann von erstem Charakter, der seinen Beruf kannte, und von seiner Gemeinde sehr geliebt wurde. Seine Begebenheit ist zu wichtig, als daß wir sie unsern Lesern vorenthalten sollten.

Nacht war's, der Pastor, noch munter, saß beim spärlichen Lampenschein, an seinem Arbeitstische. Draußen heulte und tohte der Sturm gewaltig, und der Regen schlug schmetternd an die kleinen runden Scheiben seines Gemachs. „Gib, Vater des Himmels, den armen Wandrern ein Obdach, die in dieser Sturmumfalten Nacht sich verirrt haben. Unser Land ist wüste und rauh, doch waltet auch

hier deine Güte freundlich und milde.“ Also berete der Priester, und suchte dann sein Lager, wo er ruhig einschlief. Plötzlich aber wurde er durch das gellende Gebelle seines Hofhundes geweckt, und fuhr überrascht von seinem Lager auf. Doch in dem Augenblicke geschahen einige starke Schläge an der Pforte seines Hauses. Er sah durchs Fenster, und gewahrte in der Dunkelheit der Nacht auf- und abwallende Gestalten in Menge, und ein fremdartiges Murmeln von Worten, die er nicht verstehen konnte. Stärkere Schläge an der Thüre nöthigten ihn hinab in die Hausflur zu eilen, und die Thüre zu öffnen.

„Ihr seyd der Pfarrer dieses Orts?“ — trat ihm ein Fremder entgegen. „Der bin ich.“

„Laßt mich eintreten in euer Haus, ich habe ein dringendes Wort mit euch zu sprechen.“ —

Er trat ein, und ging mit dem Pfarrer in das Wohnzimmer.

„Kleidet euch eilig an, werft euch in euer Priestergewand, und folgt mir in die Kirche!“ —

„In die Kirche? — So spät in der Nacht? — Herr, wer seyd ihr, und was soll ich in der Kirche?“

„Hört kurz meine Worte an: doch eilt, und werft euer aeißliches Gewand während des über. Es harret ein Paar der priesterlichen Segnung in eurer Kirche, um sich eheleich zu vereinigen. Ihr sollt die heilige Handlung verrichten. Fragt nicht: „Wer? und Woher? noch Wobin?“ Die Frage kann euch nicht nützen, da sie doch unbefriedigt bleibt. Hier sind hundert Stück Dukaten. Die Weigerung würde euch unglücklich machen, denn die Wache an eurer Thüre mag Bürge seyn, ob wir mit Gewalt erzwingen können, was ihr uns etwa in Güte nicht zugehen wollt.“

Der Fremde war ein großer, starker Mann, in einen weiten Mantel gehüllt, den er fest um sich geschlagen hatte. Sein Kopf war dicht mit einer Kappe umgaaen, doch blickte er mit blitzenden Augen unter der Maske hervor, und sah den Pfarrer so entscheidend und fest an, daß demselben klar wurde, wie ihm jede fernere Weigerung unmöglich sey. Er kleidete sich in sein Ornat und folgte dem Führer. An der Thüre wurden sie von einer starken Wache empfangen und der Aug ating dann nach der vom Orte etwas entfernten Kirche zu. Hier harrete ihrer an der Kirchthüre eine andere Wache, die sie in Empfang nahm und in das

Innere geleitete. Die Kirche war hell erleuchtet, und dicht von Menschen angefüllt. Der bestürzte Pfarrer sah sich schüchtern um. Ueberall gewahrte er fremde Krieger, in weite Mäntel geküllt, von wildem rauben Aussehen, die Alle in Ruhe und Ordnung des weitern Erfolgs barreten.

Aus dem Hintergrunde wurde jetzt von einer Wache ein Mädchen geführt, dicht verschleiert, der ein schwarzer Anzug gegen die blendend weiße Haut unendlich abfiel. Ein kostbarer Schmuck zierte ihren Hals, und in dem Glanze der Steine spiegelten sich die Kerzen hell. Sie schlug den Schleier zurück und zeigte ein Antlitz, himmlisch schön, aber blaß wie eine Leiche. Sie konnte höchstens neunzehn Jahre zählen. Als sie die Augen zum Geistlichen aufschlug, der sie trauen sollte, perlten Thränen in denselben, und ein tiefer Seufzer entwand sich ihrer Brust. Doch plötzlich, als besinne sie sich eines Bessern, krampften sich ihre Mienen zu einem fürchterlichen Ernst um; mte beidenden, die im höchsten Schmerze mit Gewalt Ruhe erwecheln wollen. Ihr zur Seite wurde ein Jüngling geführt, der laut weinend folgte, und als er an den Altar kam, vor Wehmuth und Jammer zu Boden stürzte. Man richtete ihn in die Höhe, und einige große Krieger nahmen ihn in die Mitte. Der Jüngling konnte kaum das zwanzigste Jahr erreicht haben. Langes, lichtbraunes Haar umgab seine Stirne, in seinen Gesichtszügen malte sich der entsetzlichste Schmerz. Ein großes, goldenes Kreuz, mit einer goldenen Kette geziert, hing an seinem Halse. Der herrliche und schlankte Buchs fesselte die Augen Aller: doch wurde die Aufmerksamkeit durch das Nächfolgende wieder von ihm entfernt. Die hintere Thüre der Kirche öffnete sich, und ein riesengroßer Mann, mit breiten Schultern und festem Gange, trat herein. Er hatte einen starken Knebelbart, war ein Mann in seinen besten Jahren, von der Sonne gebräunt und mit einigen breiten Narben gezeichnet, die den Krieger an ihm beurlundeten. Seine Brust war mit vielen Orden geschmückt; er war im prächtigsten Staate, und schien nichts gevart zu haben, durch fürstlichen Glanz eine fürstliche Abkunft zu verkünden.

Bei seiner Ankunft fing der Jüngling lauter zu weinen an, das Mädchen wankte und drohte zu Boden zu sinken.

Ein zorniger Blick und eine gerunzelte Stirne

des riesenhaften Kriegers setzte sogleich Meh-rere in Bewegung. Die Bealeiter richteten das unglückliche Geschöpf auf und ließen ihr einige Minuten Zeit, um Ruhe zu gewinnen. „Maria, heilige Mutter Gottes, stärke dein unglückliches Kind!“ — Dies waren die einzigen Laute, die sie sprach; dann trat sie entschlossen an den Altar, und erwartete ihr Schicksal. Der Mann, der den Geistlichen geführt, winkte jetzt demselben. Dieser bereitete sich zur Trauung vor. Hierauf faßte der besetzte, geschmückte, finstere Krieger, der die Obergewalt über alle Anwesenden zu haben schien, des Mädchens Hand. Die Trauung begann. Die Ringe wurden gewechselt, und die Jungfrau sprach ihr entscheidendes „Ja“ mit zitternder Stimme. Eine Grabeshille herrschte in der Kirche, die nur zuweilen durch das Schluchzen des Jünglings unterbrochen wurde. Die Trauung war vorüber, und ein leises dumpfes Singen der Menge, eber einem Murren ähnlich, beschloß die fürchterlich heilige Scene. Der Geistliche wartete in seinem Innersten erschüttert, zugleich aber so von Furcht und Zweifel erfüllt, daß er nicht zu fragen wagte nach dem Zusammenhang dieser tragischen Begebenheit. Er wurde gleich darauf aus der Kirche geführt.

Kaum aber hatte sich sein Führer von ihm entfernt, als er eilig auf verborgenen Wegen zurückkehrte, um das Wätere zu erforschen. An einer Seite waren die Bogenfenster der Kirche nicht hoch. Er wollte sie erklimmen, da fiel ein Schuß in der Kirche, der weitblin verballte in dem hochgewölbten Gebäude. Dann entstand plötzlich Geräusch und Getöse. Alles dränate sich nach der Thüre zu und der Lauernde mußte eilen, nicht entdeckt zu werden. Er lies in sein Dorf und weckte die Gemeinde. Es wurde vieles gesprochen und vermutet über das Geschehene, bevor man zu einem Entschluß kommen konnte: unterdes brach der Morgen an. — Nun eilten sie hin in Schaaeren, um Aufklärung zu suchen über das merkwürdige Ereigniß der Nacht. Da erblickte man auf hoher See ein großes russisches Schiff, das mit vollen Segeln vorwärts fuhr. In der Kirche war keine Spur der nächstlichen Handlung zu schauen, doch dicht an der Kirchmauer sah man ein frisches Grab. Es wurde geöffnet und in arose, weiße Tücher geüllt, fand man ein Mädchen, mitten durch die Brust geschossen, die Hände übereinander geschlagen. Der Pfar-

rer erkannte dieselbe; die er in der Nacht ge-
traut hatte. Starres Entsetzen ergriff ihn;
und Thränen entrollten seinen Augen, über
das entsetzliche Schicksal des schönen jungen
Besens; die ernste liebende Miene war noch
in ibren Zügen zu sehen.

Der Pfarrer eilte, Bericht zu erstaten von
diesem Ereigniß an seine oberste Behörde. In
kurzer Zeit erschien ein strenger Befehl von
Petersburg, der im Kirchspengel bekannt ge-
macht wurde, bei hoher Strafe und strenger
Verantwortung über diese Begebenheit kein
Wort zu sprechen. —

In den Papieren des Pfarrers fand man
nach seinem Tode die erzählte Geschichte, und
noch leben ergrante Männer im Orte, die
damals als Jünglinge bei der Eröffnung des
Grabes zugegen waren, und nicht genug be-
schreiben können, wie schön die Züge des un-
glücklichen, ermordeten Mädchens gewesen
wären.

Der Haß, oder man muß sich nicht in
Alles legen.

In den Osterferien des Jahrs 1834 zogen
5 Studenten aus Freiburg, der lieblichen
Musenstadt. Sie wollten die Eltern in der
Seegegend mit einem Besuch überraschen,
und ihnen eine Freude machen, welche die
Eltern selbst theuer bezahlen müssen. Das
weiß ja der geehrte Leser, wenn der Student
in die Vakanz geht, so schreibt er zuvor den
ehren Eltern, daß in wenigen Tagen das
Söhnlein wieder eintreffe, um die Langer-
sehnten wieder zu umarmen. Eigenlich aber,
wie Feder weiß, welcher vielleicht auch stu-
diert — oder vielmehr nicht studiert hat, ist
es nur darauf abgesehen, die Geldkass der
Eltern wieder zu bequicken, und ein Pröbste
daraus erhalten sie auf den zärtlichen Weld-
ungskrief schon zum Voraus aus der Hand
des lieben Mütterchens, die den Gedanken
nicht ertragen kann, daß dem lieben Söhn-
lein auf seiner Vakanzreise etwas abgebe.
Nun das Platteum bleibt felsen aus, wenn
Eltern es vermögen. So auch hier; unsre 5
Studenten hatten solches erhalten, der eine
mehr, der andere weniger. Froh traten sie
die Vakanzreise in das elsterische Land an;
es war das erstmal, daß sie in die Vakanz
zogen, darum war es ihnen so recht wohl
um's Herz; sie freuten sich zum Voraus, wenn
sie den Eltern zeigen könnten, was seit ei-

nem halben Jahr für Herren aus ihnen ge-
morden. Singend durchwanderten sie die
schöne Ebene, in die sich die schöne Musen-
stadt gelaagert. Bald standen sie vor dem mäch-
tigen Höllenspaß; doch die wackern jungen
Herren wandelte keine Furcht an. Mitten
in der Hölle geht in der Finsterniß auf einmal
ein Stern auf, es ist die Herberge zum Ster-
nen. Dort tranken die 5 auch ihr Schöpplein,
vielleicht auch 2 oder 3, denn man braucht
Vorspan, um wieder aus der Hölle zu kom-
men. Sie passirten Neustadt, dort nahm man
einen Fubiß im Wirthshaus zur linken Hand.
Der Erzähler weiß nimmer den Namen der
Herberge, aber so viel weiß er, daß man dort
gut und billig zecht. Unsre 5 aßen und tran-
ken, aber es klingelte schon nimmer so flote
in der Tasche. Zu Löfzingen machten sie Halt
für jenen Tag, denn sie gedachten: ein jeder
Tag hat seine Plage, obgleich sie sich mit Ge-
hen noch nicht sehr abgemüht hatten. Zu
Löfzingen, vor Taufend, da gieng hoch her.
Für Lamm allda, da saßen die Herren des
Orts, eigentlich auch Bauern, und die Gemein-
de-Glieder, sie tranken und waren guter
Dinge. Bei so etwas sind die Studenten gerne,
drum sprachen alle insgesammt: da bleiben
wir. Sie setzten sich etwas aparte, denn sie
hatten gesehen, daß die Bauern wenig We-
sens machen, als sie eintraten. Das machte
bei den jungen Herren Malisse, drum hieß es:
an einen besondern Tisch. Auch unsre 5 tran-
ken und waren guter Dinge. Ei, sagte end-
lich ein Geschribter unter ihnen, wir fällt
etwas ein: wir wollen Kassensturz halten; es
beginnt leicht zu werden in meiner Tasche.
Ei was, sagte ein anderer, wir haben genug
Geld. Wollen sehen, sagte ein Dritter, es
kann nichts schaden, und dann können wir
uns darnach richten. Sind wir jetzt schon
auf dem Hund, so wird eingezogen; haben
wir noch Schiefer, so schadet es auch nichts,
denn es ist noch weit ins Höbbaun. Gesagt,
gerhan; sie zogen sämmtlich ihre Geldbeutel.
Was sie hatten, das hat der Erzähler bald
nachher erfahren, also kann er es genau an-
geben. Das Furrillein schüttete den Beutel
auf den Tisch, da lagen zwei Vierund-
zwanzigkreuzer-Stücke. Gut gebaut, vom
barten Thaler noch zwei Sechsbähner; so
dachte er, und schnitt ein grämlich Gesicht,
während die andern lachten. Da zog der
Kothkopf seinen Beutel — gern hätte er ihn

wieder zurückgenommen, auch sein Lachen eingeseckt — 5 Scherlein lagen auf dem Tisch. Mit dem Lachen war's aus. Heraus, sprach der Käperle, das war sein Cervisname, er zog gewaltig, aber wie der getäuschte Fischer oft statt eines Fisches ein Fischlein kriegt, war auch bei dem Getäuschten ein 3 Bakenstück der Rest von 3 Gulden. Dem Käperle verging auch das Lachen, doch rief er dem Wirth: noch ein Krüggle, und er schluckte den Kammer hinunter. Da kam an den Doktor. Der muß noch was haben, riefen alle, das ist doch der Solideste, der muß herhalten, wenn's fehlt. Das Doktorle war aber so gescheidt, und ließ das Beutelein drinnen; er fühlte nur an die Hosentasche, und selbstgefällig lächelnd, sprach er: aber da wird nichts gereicht. Der Fünfte, ein künfriger Schwarzrock, leerte auch sein Beutelein, aber darin war vor der Reise nicht viel gewesen. Er hatte bisher schmal gelebt, denn das Mütterlein war mit dem Viaticum zu Hause geblieben, aus dem einfachen Grunde, weil Wittwen nicht viel geben können, und doch hat sie am End' die ganze Kompanie gerettet. Da saßen die 5 Studenten, und waren dennoch fidel. Dem Hals wurde nichts abgezogen, höchstens der Nachtrimbis etwas frugal bestellt. Aber bei aller Armut blieb es beim Käperle immer Bier her, denn er verließ sich auf des Doktorle's Beutel. Während die Fünf tranken und guter Dinge waren, erhob sich einer am andern Tische, es war der Bürgermeister: „Ihr Herra, begann er, miar went dui Sacher vertaa — Büttel fang a, thu's Fockels Hansa Güatle uf. Der Erzähler hat vergessen, dem geneigten Leser zu sagen, daß im Lamm zu Löfzingen die Gemeinde zusammentam, um Güter zu versteigern. Der Büttel fing nun an: 's Fockel Hansa Güatle, iar Burgar, zua 150 fl. zum erka, zum andern, und zum — er hielt inne — 155! rief Hans Marte. 155 zum erka, zum andern und zum — 156! rief Jakob Frieder, und der Büttel 156 zum erka, zum andern und zum — der Büttel hielt inne. He, rief Käperle dazwischen, aber nicht mehr ganz deutlich, das Bier hatte ihm zu sehr gemundet, darf mer au mit thu. Freisle, rief der Bürgermeister, aber iar Herra, wie stobts no mit am Jabla. Das geht uns an, sagte der Rothkopf, und er trat mit Käperle an den Tisch: wir sind Studenten, und er machte

eine gravitatische Miene. Nach fort, Büttel, sagte der Bürgermeister, und der Büttel begann: 156 fl. zum andern und zum — 180 Gulden, schrie der Käperle, trotz dem, daß ihn der Doktor abzuhalten suchte. Dear kriagt's, bemerkte der Bürgermeister, und der Büttel rief lachend: 180 Gulda zum erka, zum andern und zum — dear bor's! riefen lachend die Bauern, und der Büttel endete: und zum drittamol. Gratulier, Herr Student. Da stand der Käperle, und lachte — und der Doktorle weinte vor Jammer. Der Bürgermeister erbat sich den Namen, um ihn zu Papier zu bringen. Jetzt erst sahen die 4, daß man Ernst hatte mit dem Sten. Herr Bürgermeister, sagte das Doktorle, unser Freund hat einen Rausch gehabt, es gilt nichts. Und 's gilt, entgegnete der Bürgermeister: i halt mi an ui all; iar sind miar gwiss und uire Hoberfack. Man schreib in sei Heimath, und derweillst bleibat iar Herra i' Löfzinga.

Da gab es bei den Herren saure Gesichtser, nur der Käperle und der Rothkopf lachte. Als die Bauern sich lange am Schmerz der Studenten geweidet hatten, da sagte Hans Marte, der Gemeinbrechner dem Bürgermeister etwas ins Ohr. So ja, sagte der Bürgermeister, mar went no oamol uf toa, mar wellat dia arme Schweisla sprinaa lau, aber hor müant se lau, a se a anders mol nemme spasset. Dia chönnet d'Zech jabla, bemerkte der Gemeinbrechner, no fällt's net uf Gemeinbstassa. Wie er sprach, so geschab es auch. Das Gütle wurde wieder aufgethan, aber die 4 mußten büßen, daß Käperle sich in die Sache gelegt hatte. Des Doktorles Beutel mußte herhalten vor Allen. Am Morgen zoan die 5 aus der Schenke, und was war ihre Baarschaft? Netto 6 kr. — und der Weg noch 12 Stunden. Käperle wurde nüchtern. — Zum Glück kam Schwarzrock's Geburtsort. An einem dicken Bierfuchen, den sein Mütterlein für die hungriegen Gemüther aufsticht, erlabten sich die Fünfe. Bier zogen weiter, und kamen nach Hause ohne weitres Abenteuer. Drum muß man sich nicht in Alles legen.

Sonderbare Aufschrift.

Ueber einem Gewölbe hing eine Tafel mit der Aufschrift: B. S. Selbsterzeuger des gefortenen Rothhaars.

Anwendung der Zeit in unsern Tagen.

Wer glücklich in der Welt sein Fortkommen finden will, der muß einen weisen Gebrauch von der Zeit zu machen verstehen. Sie ist der Stoff, aus dem das menschliche Leben gewebt ist; verständlich in ihrem Fluge benutzt, gewährt sie Mittel zur Ausbildung des Geistes, zur Ergründung jedes Vorteils, und zur Vermehrung unseres Wohlstandes. Allenfalls hat sich jetzt die Anzahl der Mitbewerber vermehrt; will man nicht unterliegen, so muß man die Zeit mit Einsicht benutzen. Wir früher aufsteht als Andere, der gewinnt an Gesundheit wie an Glück. Eine Stunde früher als sonst das Bett verlassen, heißt jährlich 15 Tage und 5 Stunden gewinnen. Sind dies Arbeitstage, so setzen wir uns vor den Langschläfern in großen Vorteil; denn die Zeit ist zum Arbeiten da; sie soll nützlich zugebracht werden; wer jede Stunde weise benutzt, der gewinnt an Wohlstand, wie an Zufriedenheit. Von Jugend auf muß sich der Mensch an zweckmäßige und nützliche Thätigkeit gewöhnen, und wer dies thut, dem ist Arbeit Lust und Freude. Wer den Geist gehörig ausbildet, der kann nicht müßig gehen; er schafft und wirkt mit Verstand, und läßt seine Zeit nicht ungebraucht verstreichen.

In unsern Tagen ist Alles auf Schnelligkeit und Arbeitsamkeit berechnet. Der Kaufmann muß jetzt, innerhalb eines Jahres, weit mehr Waaren umsetzen, wenn er dasselbe zu verdienen wünscht, als er vor 20 Jahren zu thun brauchte; der Landmann muß seinen Acker weit besser anbauen, als sonst, wenn er bestehen will; der Gelehrte muß weit mehr und weit umfassendere Kenntnisse besitzen als vormals, aber sie müssen auch gründlich, klar und gemeinnützig seyn. Der Familienvater muß mehr arbeiten und mehr sparen als ehemals, wenn er vorwärts kommen will, und wie kann man diesen Zweck anders erreichen, als durch weise Benutzung der Zeit, durch zweckdienlichere Thätigkeit und durch größere Einschränkung im Genuß? Die Zeit ist der Stoff, aus dem sich Glück und Segen auch für unsere Tage zusammenfügen lassen. Sie gewährt vorzüglich die Mittel zu unserm bessern Fortkommen; man schlafe daher weniger, stehe früher auf, arbeite rüstiger und mit mehr Verstand als sonst, und benutze den flüchtigen Augenblick; dann ist das Menschenleben, obgleich ein steter

Kampf mit Hindernissen und Schwierigkeiten aller Art, doch eine reiche Quelle der Freude, der Zufriedenheit und des Glücks.

Ein merkwürdiges Rechnungs-Resultat.

In welchen enormen Verhältnissen ein Kapital wächst, wenn man zu demselben fortwährend die jährlichen Zinsen schlägt, davon mag folgendes Beispiel einen Beweis geben.

Ein Pfennig wird um Christi Geburt auf Zinsen ausgethan; die Zinsen werden wiederum dem Kapital hinzugefügt, und beides als ein neues Kapital ausgetheilt. Es fragt sich nun, bis zu welcher Summe wird jetzt der Pfennig angewachsen seyn? Sollte Jemand, ohne mit der Art des Anwachsens vertraut zu seyn, diese Summe raten, er würde vielleicht höchstens ein Paar Tausend Thaler annehmen. Ein solches Stümchen verschwindet jedoch gegen die ungeheure Geldmasse, welche jener Pfennig hervorgebracht hat, wie ein Sandkorn gegen die Erde, die Zinsen-Zinsen eines Pfennigs würde man nicht mit den reichen Diamantgruben Ostindiens und Brasiliens erkaufen können, ja, ihre bisherige Ausbeute würde nicht den blossen Theil von dem Werthe jener Summe betragen. In einer runden Zahl ausgedrückt, würde die Anzahl der Pfennige sich auf 400,000,000 Quintillionen belaufen, eine Zahl, welche, wenn wir sie aufschreiben wollten, 38 Nullen enthalten würde. Um nun die Größe dieses Resultats anschaulich zu machen, wollen wir den Werth dieser ungeheuren Summe gegen einen Goldklumpen berechnen. Allein die Größe unserer Erde verschwindet wiederum wie ein Nichts gegen den aus einem Pfennige gewordenen Goldklumpen; denn um Zinsen-Zinsen des Pfennigs einzuwechseln, bedürfte es über 70 Millionen goldener Erdkugeln.

Sehen wir nun die Sonne $1\frac{1}{2}$ Millionen Mal größer, als unsere Erde, so wäre diese Anzahl von Erdkugeln 48 massiv goldene Sonnen gleichzusetzen. Für diejenigen, welche mit der Berechnung von Zinsen-Zinsen, mit Hülfe gewisser künstlicher, arithmetischer Mittel, nämlich der Logarithmen, nicht vertraut seyn sollten, mag noch hinzugefügt werden, daß die auf eine solche Berechnung verwendete Zeit mit der ungeheuren Größe der Summe in gar keinem Verhältnisse stehe, sondern daß man Aufgaben der Art in $\frac{1}{4}$ Stunde lösen kann.

Der Mond, und sein Einfluß auf die Erde.

Es herrscht unter dem Volke der Glaube, und besonders in Frankreich, daß der Mond in gewissen Monaten einen großen Einfluß auf die Pflanzen ausübe. Die französischen Gärtner nennen den Mond, im Monat April und Mai, in welchem letzteren gewöhnlich Vollmond ist, wegen seines schädlichen Einflusses auf die jungen Pflanzen lune rousse, (der rothe Mond). Wie bei uns im Deutschen das Wort roth zu manchem verächtlichen Ausdruck oder Sprichwort gebraucht wird, so auch im Französischen. Die Gärtner nennen die rauden und trocknen Winde im April vents roux (tothe Winde,) und den April lune rousse. — Sie versichern beobachtet zu haben, daß bei nächtlichem heiterem Himmel die Blätter und Knospen im Mondscheine erfroren wären, obwohl der Thermometer in freier Luft mehrere Grade über dem Gefrierpunkt gestanden, daß aber bei bewölktem Himmel, wo also die Strahlen des Mondes nicht auf die Pflanzen einwirken konnten, das Erfrieren bei sonst völlig gleicher Temperatur nicht Statt gefunden habe. Nach dieser Erscheinung möchte man glauben, daß das Mondlicht eine gefrierende Kraft habe, allein bei den deßhalb angestellten Beobachtungen, wozu man die größten und stärksten Brenngläser nahm und in ihrem Brennpunkt sehr genaue Thermometer aufstellte, hat man durchaus gar nichts der Art bemerkt und Gelehrte und Naturforscher erklären diese Meinung für ein ungegründetes Vorurtheil. Durch eine vor einigen Jahren von einem gewissen Wells gemachte Entdeckung wird diese Meinungsverschiedenheit leicht beseitigt und berichtigt.

Vorher hatte man nie daran gedacht, daß ein Körper, unbeschadet seiner gewöhnlichen Ausdünstung, in der Nacht eine eigene von der ihn umgebenden Atmosphäre ganz verschiedene Temperatur erhalten könne. Heut zu Tage zweifelt Niemand mehr daran. Hängt man Baumwolle oder Eiderdunen in die freie Luft, so ist es oft der Fall, daß ihre Temperatur 6, 7 wohl gar 8 Grade unter der Temperatur der Atmosphäre steht; bei den Pflanzen ist dies auch der Fall. Man muß also über die Kälte, die eine Pflanze in der Nacht gelitten hat, nicht bloß nach dem in der At-

mosphäre aufgestellten Thermometer urtheilen, die Pflanze kann ganz erfroren seyn trotz dem, daß der Thermometer mehrere Grade über dem Gefrierpunkte steht.

Diese Verschiedenheit der Temperatur, die bis zu 6, 7 oder 8 Grad steigt, findet nur bei heiterem Himmel Statt; ist der Himmel bewölkt, so verschwindet sie ganz.

Wodurch wird also diese Erscheinung bewirkt?

In den Nächten der Monate April und Mai ist die Temperatur der Atmosphäre 4, 5 oder 6 Grade Wärme. Dessen ungeachtet können beim Mondscheine, d. h. bei heiterem Himmel, die Pflanzen erfrieren; scheint der Mond dagegen nicht, d. h. ist der Himmel bedeckt, so wird die Temperatur der Pflanzen nicht unter die der Atmosphäre sinken und es wird kein Frost eintreten. Wahr ist es also, was die Gärtner behaupten, daß bei mehreren Grad Wärme doch eine Pflanze des Nachts erfrieren könne, wenn der Mond scheint, darin aber irren sie, daß sie dem Lichte des Mondes selbst diese gefrierende Kraft zuschreiben; der Mond, wenn er scheint, ist nur ein Beweis von heiterem Himmel und reiner Luft und durch diese wird das nächtliche Erfrieren verursacht; der Mond thut dabei gar nichts. Die Beobachtungen der Gärtner sind daher keinesweges falsch, sondern nur unvollständig. Dies Gefrieren geschieht auch vor dem Aufgange und nach dem Untergange des Mondes.

Der König Heinrich IV. gab auf Bitte eines Prinzen vom Gebiürte einem Herrn an seinem Hofe, der wenige Verdienste hatte, den heiligen Geist-Orden. Der neue Ritter sprach, wie es gebräuchlich war, die Worte aus dem Evangelium: Domine, non sum dignus, das heißt: Herr! ich bin es nicht werth. Der König antwortete: ich weiß es wohl, aber ich habe Ihnen diese Ehre nicht versagen können, weil mein Vetter mich so lange darum gequält hat.

Durchgeschlagene Erbsensuppe.

Wer gern ist Supp' von Erbsen,
Die dünner als wie Brei,
Der gebe zu Frau Fergsen,
Fbr' Appretur ist neu.
Von Erbsen beim Durchschlagen
Schütt'r sie das Janre weg —
Und bring'r — die leeren Schaaalen
Gefocht mit sammt dem Speck.

Neue, höchst nützliche, schon nördlich akklimatisirte Ackerbau-, Baum- u. Gemüsesamereien aus der Samenhandl. von J. J. Waibel.

Zu unten benannten Preisen bei der Verleaserin dieses Kalenders zu haben.

- 1) Neuseeländischer Spinat (Binätsch);
- 2) Guineagrass, (sehr ergiebig);
- 3) Zuckerahorn aus Amerika;
- 4) Große weiße Norfolkrübe;
- 5) Weiße Globe-Rübe (früh und groß);
- 6) Weiße Hebridische Rübe;
- 7) die große rothköpfige Rutabaga;
- 8) früh. kl. gelbes Türkenkorn (zweierndt.);
- 9) 6 bis 8 Fuß hoher Riesenfobl;
- 10) Chinesischer Riesenbans;
- 11) Chinesischer nackter Hafer, ohne Hülse;
- 12) Tibet. Gerste (zweierndtig).

(Eine Portion von allen 12 eben angeführten Pflanzengattungs Samen zusammen, kostet 20 Bahen, einzelne Portionen 2 Bahen.)
Beschreibungen und Leistungen.

1) Neuseeländischer Spinat.

Unter den ausländischen Pflanzen, welche eine besondere Rücksicht verdienen, gehört dem neuseeländischen Spinat ein Vorrang.

Man säet ihn in kalte Mißbette, oder macht die Gartenbeete ein, wenn man frühe Erbklinge will (den Unkundigen kann es jeder Gärtner weit leichter vormachen, als eine ellenlange Beschreibung es erklären). Dann versetzt man ihn in einen fetten, tiefen, von Unkraut reinen Boden; im Freien, wenn keine Reifen mehr zu befürchten sind, wird auch bis Jakob gefäet. Gewöhnlich genügt eine einzige dieser Pflanzen fürs Mutagessehn von einer großen Haushaltung.

Dieser Spinat gedeiht am üppigsten in den heißen Sommertagen, wo der hieländische Spinat stülfe steht oder gar verdorret.

Wahrscheinlich wäre dieser ein herrliches Futter, statt Klee, für unsre Milchkühe, für die schon der gemeine Spinat ein sehr beliebtes und butterreiches Futter ist, das nie bläht; also wenn unser Gras und Klee verdorret, wächst dieser Spinat am besten, und gibt viel Samen.

2) Guineagrass.

Es verlangt einen guten Boden, wächst aber darin zu einer Höhe von 6 bis 7 Fuß, und breitet sich ungemein aus.

Die Pflanzen werden 2 Fuß von einander versetzt, bestocken sich sehr stark, so daß eine

Pflanze bis 164 Schößlinge treibt und jede beim ersten Schritte schon bis 300 Pfund Gras gibt.

In England bedarf der Same bis 6 Wochen und oft länger, bevor er aufsteht; im brennend heißen Südamerika, unter der Sonnenlinie, wuchert dasselbe noch vielmehr. Man schneidet das Guineagrass 4 mal des Jahres, die drei letzten Schritte sind aber weniger ergiebig, als der erste, weil die Pflanze immer geschwinder zur Blüthe eilt. Sie ist nur einjährig, besamt sich aber sehr leicht, wenn man den letzten Aufschuß, der nach der Natur aller Jahrgewächse seinen Trieb, Samen zu bilden, gegen den Herbst immer mehr verstärkt, dazu stehen läßt.

Man säet den Samen auf einen reinen, mit dem Rechen gelockerten Boden, walzt aber nach der Saat die Oberfläche wieder dicht und fest, damit Winde und Vögel dem Samen nicht schaden.

Die jungen 2 bis 3 Zoll hohen Pflänzlinge versetzt man auf 2 Fuß Entfernung auf tief gelockerten und tief grundigen, kraftvollen Boden, weil sie ihre Wurzeln tief in die Erde treiben. Dieses tiefe Einschlagen der Wurzeln des Guineagrasses ist auch eine der Ursachen, warum es auch bei der größten Hitze und Dürre nicht wie andere Gräser verdorrt.

Das zarte, vor der Blüthe geschnittene Guineagrass ist in zwei Tagen den Pferde und Kühe fressen es gerne. Es bleibt bis tief in den Winter grün, und dürfte sich bei uns besonders zum Anbau nahe beim Hause eignen um jederzeit reichliches Grünfutter zur Hand zu haben.

Das davon im Sommer gefäete, wenn kein Schnitt gemacht wird, dürfte noch Samen bringen, um über's Jahr mehr Versuche damit anstellen zu können.

3) Zuckerahornbaum.

Aus dem abzapfenden Saft von diesem Baume, bekommen die Nordamerikaner alle Tage ihr Getränk (eine Art von süßem Most) ganz frisch; sie bedürfen also keinen Keller, keine Fässer, keine Küfer, sondern nur einen Zuckerahornbaum in der Nähe des

Wohnhauses; wo könnte reineres Getränk
hergenommen werden als aus einem frischen
Baume? ein Habnen steckt in der Wunde des
Baumes, man läßt nicht webr heraus als
man bedarf, aber für den Winter jäßt man
aus entlegenen Bäumen eine Menge, welche
dann nur ein wenig eingekocht wird: siedet
man sie stärker ein, so ist es Limonade, und
wird er stark verdickt, so ist es Syrup zu Thee
und Kaffee, oder zum Einmachen von Früchten.

Dieser Same bedarf aber so lange Zeit (9
Monate) im Boden zu sprossen, daß wenn
man ihn jetzt, im Sommer schon in Boden
bringt, er doch erst im nächsten Frühjahr
aufgehen wird.

4), 5), 6) Drei neue Sorten weiße Rüben

werden in kräftigen lockern Boden, in Reihen
2 Fuß von einander entfernt gesät; aber jede
Sorte besonders, damit nicht der Wind Sa-
men von der einen auf die andere Sorte jage
und sie sich dadurch bastardiren, (ausarten),
wie es bei den Erdäpfeln leider zu oft ge-
schieht; nachdem sie aufgegangen, werden
die überflüssigen Pflanzen so durch aushacken
(versetzen?) verdünnt, daß auf jeden Fuß nur
die kräftigste Pflanze verbleibt.

Das Feld muß durch fleißiges Hacken immer
wieder vom Unkraut gereinigt werden, diese
Bearbeitung ist zum bessern Wachsthum er-
forderlich.

Es ist den Rüben von wesentlichem Vor-
theil, wenn unter die Reihen, worin sie ge-
sät, Knochenmehl gebracht werden kann; in
Ermanglung dessen, alter Dünger. Die große
weiße, sehr frühe englische Futterrübe No. 5.
wird 1 Fuß dick.

Vom Frühjahr an, zu säen bis zur Spät-
rübensaat; junge sind ein sehr zartes Gemüse,
ältere benützt man zu Viehfutter.

7) Die große rothköpfige Rutabaga. (Bodenkohlrabi.)

Eben erwähnte Behandlungsweise gilt auch
für diese späte Steckrübe, die in gutem Felde
bis 16 Pfund schwer wird. In der Größe
von einem Kindskopfe aus dem Boden gezogen,
ist es noch ein so zartes Gemüse, daß es wie
Marr auf der Zunge vergeht.

8) Das kleine, frühe, gelbe Türkenkorn.

Dieser Mais, der selbst in hohen kalten
Gegenden reif wird, kann im Nebengelände

wohl zwei mal zur Erndte kommen. In kältern
Gegenden, wo die zweite Erndte nicht ganz
reif würde, nimmt man die Stängel bevor
sie blühen oder gar Kolben treiben, als Vieh-
futter, weil es sehr mählet. Eine Zubart
solcher Stängel gibt 18.) Centner Grünfutter
zum verschmelzen; die Milch wird dadurch
butterreicher.

9) Der neue Riesenkohl.

Er wird 5 bis 8 Fuß hoch; wenn man dessen
Blätter ein wenig schwellt (einige siedende
Wasserwässer darüber geben läßt) und sie dann
an Bindfäden gezogen auf dem Strich aus-
gespannt abtrocknen läßt, hernach in Kästen
auf dem Strich aufbewahrt, können sich Jahre
lang, sogar gepreßt, gut erhalten. Man darf
sich des delikaten Gemüses erfreuen, das we-
gen dieser Tugend auf die weitesten Seereisen
mitgenommen wird; frisch ist es wie Rinder-
mark zu essen.

10) Chinesischer Riesenhauf.

Um diesen immer in gleich erziehbiger Güte
zu erhalten, soll man so viele Stengel im
Boden überreif werden lassen, als man Samen
zum Wiederansäen bedarf, und sie dann erst
bereinnehmen, wenn er vor Ueberreife aus-
zukommen beginnt.

Um die Vögel von diesen zu verschrecken,
werden einige Lappen oder aufgehängte Schin-
deln genügen.

Wem, von diesen Samensengeln, das Ge-
fäß zu grob würde, kann es Seisern verkaufen.

Wenn man so überreif gewordenen Haufsa-
men 6 bis 8 Jahre alt werden läßt, bevor
man ihn ansät, dann wird seine vorzügliche
Güte gewiß nie ansarten.

11) Der große chinesische Hafer ohne Hülse.

Er wird wie Reis gekocht und ist sogar
für Kranke ein leicht verdauliches Essen.

Zu diesem nackten Hafer ohne Hülse be-
darf es also keines Müllers, welcher den
doppelten und dreifachen Reibten davon nimmt
(beim Brechen zu Hafermilch u. s. w.)

Wenn er viel weiter aus einander gesät
wird als der andere, so gibt er viel mehr
Körner als jener.

Der geprellte Schneider.

Charnace, ein französischer Edelmann, war Page bei Ludwig dem Biergeonten, und zugleich unter seiner Leibwache. Er hatte vor seinem Landgute in Anjou eine sehr lange Allee, die aber durch das Haus eines Bauern, der zugleich Schneider war, verdeckt wurde. Weder Charnace noch sein Vater hatten den Bauer dahin bringen können, ihnen seine Hütte zu verkaufen, welchen Preis sie ihm auch geboten hatten. Charnace, der Sohn, machte nach dem Tode seines Vaters neue Versuche, die Hütte an sich zu bringen, aber wiederum vergebens! Da er endlich nicht mehr wußte, was er machen sollte, um seinem Hause eine ungehinderte Aussicht zu verschaffen, ersann er folgenden sonderbaren Streich:

Der Schneider, dem das Haus gehörte, bewohnte dasselbe ganz allein. Charnace schickte zu ihm, und ließ ihm sagen, er sey nach Hofe berufen, und darum müsse seine Pflanzung reicher besetzt werden. Der Schneider kommt — Charnace überschlägt die Kosten mit ihm, macht aber dabei die Bedingung, daß derselbe hier arbeiten, und nicht eher aus dem Hause geben dürfe, bis die Arbeit vollendet sey. — Der Schneider versprach, und bedung sich dabei aus, was sich von selbst versteht, daß ihm der Edelmann zu essen und trinken geben solle. Und so fing Meister Schneider, nachdem er heute die nöthigen Zuthaten eingekauft hatte, am andern Morgen mit Tagesanbruch seine Arbeit an.

Schon hatte Charnace den Plan vom Hause und Garten des Schneiders mit der größten Genauigkeit aufnehmen lassen. Jetzt wird nun das hölzerne Haus eingerissen, und gerade so, wie es war, etwa vier Flintenschüsse weiter von neuem aufgebaut; das Hausgeräth bis auf die geringste Kleinigkeit, so wie es vorher gestanden, wieder placirt, und selbst der kleine Garten, mit Beobachtung der vorigen Ordnung, wieder hergestellt. Die Stelle, wo das Häuschen vorher gestanden, läßt Charnace so reinigen und ebnen, daß es ganz unkenntlich wurde.

Spät am Abend ist endlich der Schneider mit seiner Arbeit fertig. Charnace hält ihn bis in die Nacht auf, bezahlt ihn dann, und läßt ihn gehen. Der Schneider nimmt den geraden Weg durch die Allee, und findet sie weit länger als gewöhnlich. Er kommt an die

Bäume, die ihm sonst wohl zu Wegweiser dienten, aber — er findet sein Haus nicht. Er stutzt, reibt sich die Augen, glaubt am Ende er träume, oder der Teufel habe sein Spiel mit ihm.

Unterdeß fährt er fort, sich überall umzuschauen, und indem er verwunderungsvoll weiter geht, entdeckt er sein Haus! — Er heftet es von allen Seiten: probirt den Schlüssel; die Thüre geht auf; er tritt in die Stube, und findet seinen Tisch, seine Stühle, sein Bett — kurz alles in gehöriger Ordnung. Der arme Schneider weiß nicht, was er denken soll, und macht zuletzt den Schluß, es müsse in seinem eigenen Kopfe nicht ganz richtig seyn! Mit diesem Gedanken geht er zu Bette, grübelt, sinnt, und — schläft endlich ein.

Am Morgen wird dem betrogenen Manne das Verständniß eröffnet: die benachbarten Bauern erzählen ihm den Streich des Edelmanns.

Er wurde fast wüthend vor Aerger. — allein Alles belachte den Streich, und selbst der König, da er ihn erfuhr, lachte mit. Wozu sich der Schneider vorher durchaus nicht verstehen wollte, das geschah jetzt mit leichter Mühe.

Er nahm jetzt vom Edelmann ein Stück Geld, und blieb in seinem Hause wohnen.

Jemand hatte in einem Gasthose bei der Wirthstafel mehrere Gaste durch Taschenspielerkünste längere Zeit unterhalten. Unter den Zuschauern befand sich ein Tölpel, der vor lauter Verwunderung sich gar nicht zu fassen wußte. Auf diesen war es nun gemünzt. Die Verabredung war mit einem gleichgültig scheinenden Herrn getroffen, der auf einem Stuhle zu schlafen schien. Zum Tölpel sich wendend, sagte der Künstler: Nun zeige ich Ihnen mein letztes und schönstes Stück! Sehen Sie den Herrn, der schläft, dem werde ich eine Ohrfeige geben, die er gar nicht fühlen wird, und sie werden dabei die heftigsten Schmerzen empfinden. Ah, da bedank' ich mich, sagte der Tölpel, da geben Sie lieber mir die Ohrfeige, und lassen Sie ihn die Schmerzen empfinden, und in dem Augenblicke hatt' er sie schon. Der schlafende scheinende sprang auf, rieb sich die Backen und zeigte alle Geberden des Schmerzes. Der Tölpel schien hierüber sehr verwundert, rieb sich aber auch den Backen und sagte: „Diese Kunst ist sehr schön, aber doch nicht ganz gerathen, denn ich habe die Ohrfeige doch auch gefühlt.“